

**Mehr Verantwortung oder Disziplinierung? Vortrag, gehalten in Utrecht und Groningen.
Paul Verhaeghe, Frühjahr 2013 (Übersetzung)**

In meinem Buch „Und ich?“ zeige ich auf, dass unsere psychologische Identität eine Konstruktion ist. Damit lugen auch gleich ein paar Begriffe um die Ecke, allen voran Freiheit und – unmittelbar damit zusammenhängend - Eigenverantwortung. Weil diese beiden Begriffe so wichtig sind, wiederhole ich sie: Freiheit und Eigenverantwortung. Als Bürger mit politischem Bewusstsein weiß ich, dass diese Begriffe häufig als Slogans missbraucht werden, um Menschen zu manipulieren. Die Grundlage dieser Manipulationen ist immer dieselbe: Es geht um Schuldzuweisungen. Was das betrifft, ist unser christlicher Hintergrund noch stark präsent. An das Schuldgefühl zu appellieren ist die wirkungsvollste Methode, Menschen mundtot zu machen und auf Linie zu bringen.

Um eine Diskussion eröffnen zu können, müssen wir nach dem Kontext und dem geschichtlichen Hintergrund fragen. Nur dann können wir die gesamte Bandbreite von Begriffen wie Freiheit und Eigenverantwortung verstehen. Vor dreißig Jahren etwa lag die Betonung auf der Selbstentfaltung, damals vor allem verstanden als mehr Mitbestimmung und Autonomie für das Individuum. Eine ganze Karawane von Befreiungsbewegungen – sexuelle Revolution, antiautoritäre Erziehung, Befreiungstheologie, Antipsychiatrie – erlösten uns von allzu despotischen Normen und Werten. Die Bildungsmeritokratie versetzte der Selbstentfaltung einen außerordentlich aufmunternden Klaps auf den Rücken, was zu einer nie dagewesenen sozialen Mobilität führte. Söhne und etwas später auch Töchter von Arbeitern und Bauern konnten die Universität besuchen und Arzt, Juristin, Hochschullehrer werden. Die Idee vom machbaren Menschen und von der Selbstverwirklichung wurde dadurch eindeutig bestärkt.

Merkwürdigerweise ist das heute ins Gegenteil umgeschlagen. Der Soziologe Zygmunt Bauman bringt das Paradox unserer Zeit sehr schön auf den Punkt: „Noch nie waren wir so frei – und noch nie haben wir uns so machtlos gefühlt.“ Die Freiheit, die er meint, betrifft die Gebiete, für die früher strenge Regeln galten: Religion, Sexualität,

Erziehung. Das Gefühl der Machtlosigkeit ist viel schwieriger zu definieren, obwohl die meisten von uns es bestimmt kennen. Versuche, es zu benennen, führen meist nicht viel weiter als zu vagen Anklagen gegen das „System“, „den Staat“, und zu der Forderung, diesen Staat so weit wie möglich abzubauen. Der bevormundende Staat ist an allem schuld, Liberalisierung ist nötiger denn je. Es ist kein Zufall, dass der Wortstamm dieses Begriffs *liber* ist, frei, Freiheit.

Die Frage lautet: Freiheit wovon? Von welchem Diktator, aus welcher Diktatur müssen wir uns befreien? Darauf zu antworten ist nicht einfach, da wir dabei auf Wörter angewiesen sind, die ausnahmslos mehrdeutig sind. Ich will noch einen Schritt weiter gehen. Michel Foucaults Gedankengang folgend, kann ich behaupten, dass sowohl die so schwer zu fassende heutige Diktatur als auch unsere Ohnmacht sehr viel mit dem Umstand zu tun haben, dass diese Diktatur in unserem alltäglichen Sprachgebrauch fest verankert und damit unsichtbar geworden ist und wir sie akzeptieren, ohne es zu merken.

Macht und Machtausübung funktionieren verdeckt über unseren Sprachgebrauch. Die Wörter, die wir benutzen, schaffen eine bestimmte Wirklichkeit. Können wir überhaupt noch frei denken? Das ist eine klassische Fragestellung, wenn es um die menschliche Identität geht: Vorherbestimmung oder Freiheit, *nature* oder *nurture*? In meiner Antwort möchte ich den Sprachgebrauch hervorheben: Unsere Sprache bestimmt unser Denken und damit unsere Realität, also auch unsere Identität. Um das zu verdeutlichen, muss ich zunächst meine Sicht darauf darlegen.

Was unsere Identität betrifft, so klammern wir uns an zwei große Missverständnisse. Das erste ist typisch für unsere Gegenwart: Identität ist eine Sache der Gene, des Gehirns, und damit überwiegend biologisch determiniert. Das zweite folgt daraus: Meine Identität ist ein wesentlicher und damit überwiegend unveränderlicher Kern tief in mir drinnen. Beide Auffassungen sind falsch, unsere Identität wird von der Umgebung geprägt und verändert sich mit ihr – stark oder weniger stark. Außerdem steckt sie nicht tief in uns, sie besteht

vielmehr aus typischen Beziehungen zu wichtigen anderen. Ich bin unverwechselbar „ich“ durch meine Beziehung zu Vertretern des anderen Geschlechts, einer anderen Generation und zu gleichartigen anderen. Wie verhalte ich mich als Mann gegenüber Frauen, wie als Jüngerer gegenüber Älteren, wie gehe ich mit meinen Kollegen um? Der eine will alle Frauen anbaggern, der zweite sieht in jeder Frau seine Mutter, während der Dritte in ihr die Quelle allen Übels vermutet. Das Verhältnis zu Älteren prägt auch das Verhalten gegenüber Autoritäten: Unterwerfung, Frontalangriff, Diskussion oder bloßes Ignorieren? Mit gleichartigen anderen können wir sehr unterschiedlich umgehen, wobei konkurrenzbetont-rivalisierend oder helfend-solidarisch die beiden Extreme der Skala bilden.

Meine Identität setzt sich aus diesen Beziehungen zusammen. Das bedeutet, dass ich jemand anders hätte werden können, wenn der Entwicklungsprozess anders verlaufen wäre. Ein Kind indischer Eltern, das als Baby von flämischen Eltern adoptiert wird, wächst zu einem flämischen Erwachsenen heran. Man verstehe mich recht: Das Kind wird typisch flämische Beziehungen aufbauen, keine indischen. Man ersetze flämisch durch holländisch oder deutsch und erhält wieder andere Varianten. Auch das Umgekehrte trifft zu, und dieses Gedankenexperiment ist viel schwieriger. Stellen Sie sich vor, dass Sie als niederländisches Baby von einem muslimischen Ehepaar im Sudan adoptiert wurden. Ihre Identität wäre eine völlig andere, und auch Ihr Verhältnis zu den wichtigen drei „anderen“ sähe anders aus.

Das Beispiel Adoption ermöglicht es mir, gleich noch ein weiteres zentrales Merkmal in den Vordergrund zu rücken, nämlich den Umstand, dass Identität mit Normen und Werten befrachtet ist. Die heute oft gehörte Klage, wir seien unserer Normen und Werte verlustig gegangen, ist ein gefährlicher Irrtum. Wir können Werte nicht verlieren, sie sind ein Teil von uns. Sie können sich allerdings verändern, und diese Veränderung lässt den Gedanken von Verlust aufkommen.

Identität ist vor allem eine soziale Konstruktion, doch man baut nicht in luftleerem Raum, sondern vielmehr auf einem evolutionär-biologischen Fundament, und das wird

heute viel zu wenig berücksichtigt. Als Art haben wir bestimmte evolutionäre Merkmale erworben, ein Arsenal von Verhaltensweisen, das eine Reihe von Vorgaben umfasst. Die wichtigste Voraussetzung ist, dass wir zu den Gemeinschaftstieren zählen, nicht zu den Einzelgängern. Aristoteles wusste das bereits, als er den Menschen ein *zoon politicon* nannte, ein Tier, das Teil der *polis* ist. Wenn Angehörige der Spezies Gemeinschaftstier allein sind, dann gibt es dafür nur zwei Erklärungen: Entweder sie sind krank oder sie wurden ausgestoßen, oft beides. Die erste Strafe, die Menschenkinder erleben, ist weltweit nach wie vor dieselbe: „Ab in die Ecke, du gehörst nicht mehr dazu!“ Wir sind nicht fürs Alleinleben geschaffen, und das erklärt auch, weshalb sich unsere Identität aus sozialen Beziehungen zusammensetzt.

Diese sozialen Beziehungen können sich evolutionär betrachtet in zwei Richtungen entwickeln. Frans de Waal hat sehr überzeugend dargelegt, dass Primaten zwei verschiedene Verhaltenscluster an den Tag legen können. Der eine Cluster zielt auf Zusammenarbeit und Teilen ab, der andere auf Autonomie und Nehmen. Im ersten Fall können wir die Grundlage für Solidarität erkennen, im zweiten für Egoismus. Das Schöne an de Waals Untersuchung ist, aufzuzeigen, dass die Umgebung bestimmt, welcher Cluster die Vorherrschaft übernimmt. Das ist außerordentlich wichtig: Eine Aussage wie „Der Mensch ist von Natur aus egoistisch“ ist genauso unsinnig wie der Satz „*homo homini lupus est*“. Sowohl der Wolf als auch der Mensch sind soziale Wesen, und eine Gesellschaft, in der jeder gegen jeden kämpft, ist das Produkt einer extremen Umgebung, genau wie eine Gesellschaft, in der alle zwangsweise gleichgemacht werden.

Daraus ergibt sich eine erste wichtige Verbindung zu den Vorstellungen von Machbarkeit und Eigenverantwortung. Die Umgebung ist sehr prägend, deshalb ist es mit der individuellen Machbarkeit und Eigenverantwortung nicht so weit her. Allerdings gehört der Mensch zu den seltenen Arten, die ihr Umfeld aktiv verändern können – hat er damit nicht doch einen gewissen Einfluss und eine gewisse Verantwortung? Und ist das Eigenverantwortung? Um die Ambiguität dieses Begriffs zu veranschaulichen, muss ich auf die beiden Prozesse eingehen, die unsere Identitätsbildung beeinflussen, Identifikation und

Abgrenzung, Separation.

Der erste Prozess räumt gleich mit der uns so liebgewordenen Idee auf, wir seien einmalig und unverwechselbar. Identifikation hat denselben etymologischen Wortstamm wie Identität, nämlich das lateinische *idem*, derselbe. Wir werden „wir“ - in Anführungszeichen -, indem wir uns dem Bild, das wir in dem uns vorgehaltenen Spiegel sehen, so weit wie möglich anpassen. Der moderne wissenschaftliche Begriff für Identität lautet daher auch Spiegelung oder *mirroring*. Die frühesten Phasen dieses Prozesses kann man förmlich sehen: Das Baby weint (die Windel ist voll), wie von Zauberhand erscheint die Mama in seinem Blickfeld, gibt besänftigende Laute von sich und artikuliert mehrmals übertrieben deutlich „Na, brauchst du eine frische Windel?“, begleitet vom entsprechenden Mienenspiel. Das Baby ahmt das Mienenspiel nach und begreift die Botschaft.

Die Bedeutung dieser einfachen, in hunderterlei Varianten wiederholten Interaktion ist enorm. Bei den Botschaften, die zwischen Eltern und Kindern ausgetauscht werden, geht es inhaltlich recht bald um mehr als nur um Hunger und nasse Windeln. Schon im frühkindlichen Alter bekommen wir ständig zu hören, was wir fühlen, warum wir dies so empfinden und wie wir damit umgehen sollen. Wir hören, dass wir brav sind oder ungezogen, hübsch oder hässlich, genauso dickköpfig wie die Großmutter, so klug wie der Vater, etc. Gleichzeitig erhalten wir Botschaften, die uns vermitteln, wie wir mit unserem Körper und dem der anderen umzugehen haben (sitz endlich still, geh draußen spielen, lass deinen Bruder in Ruhe, nein, du lässt dir kein Piercing stechen, und für Sex bist du noch viel zu jung, außerdem könntest du netter zu Oma sein). Dies alles führt zur Definition des Menschen, der wir sind, der wir sein sollen und der wir nicht sein dürfen. Genau das macht den normativen Charakter aus.

Derartige Botschaften kommen natürlich nicht aus dem luftleeren Raum. Die Erwartungen, die Eltern an ihre Kinder stellen, beziehen sie selbst wiederum aus einem ganz bestimmten Spiegel, dem der eigenen Familie oder der Kultur, in der sie leben. Aus all diesen Geschichten und Bildern entsteht die symbolische Ordnung, die Große Erzählung als

Oberbegriff des narrativen Ganzen, das von einer größeren Gruppe geteilt wird. Aus ihr resultiert eine mehr oder weniger gemeinsame Identität.

Dieses narrative Ganze ist von höchster Bedeutung, denn die miteinander geteilten Erzählungen geben uns Antworten auf existenzielle Fragen. Was ist ein „echter“ Mann, was eine „echte“ Frau? Wie sieht die perfekte Beziehung zwischen den beiden aus? Welche Bedeutung haben Karriere und Elternschaft, und inwiefern besteht dabei ein Unterschied zwischen Männern und Frauen? Wie soll man sich gegenüber Autoritäten verhalten? Wie geht man mit Körperlichkeit um, mit Sex, mit Krankheit und Tod? Dass mehrere und oftmals sehr unterschiedliche Antworten existieren, bedeutet gleichzeitig, dass auch verschiedene Identitäten möglich sind. Eine waschechte Hamburgerin oder ein waschechter Münchner sind vollkommen anders als jemand aus Mumbai oder Tokio. Aber auch bei uns erhalten Heranwachsende sehr unterschiedliche Antworten, je nachdem, in welchem Umfeld oder welcher sozialen Klasse sie groß werden, und sie entwickeln demnach verschiedene Identitäten.

Dieser erste Prozess, die Identifikation, ist stark determinierend. Die Kultur, in die wir hineingeboren werden, die Gruppen, in denen wir aufwachsen, die dazugehörenden großen Erzählungen – das sind die Spiegel, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen. Ich will kurz zwei Punkte hervorheben: Unsere Identität, ein aus Verhaltensweisen und ethischen Werten zusammengesetztes Gebilde, ist immer von einer Gruppe beeinflusst. Und basiert darauf, dass wir Erzählungen übernehmen, also auf Sprache. Wie gesagt: Die Sprache, die wir lernen, bestimmt, wer wir sind und wie wir die Welt sehen, ohne dass wir uns dessen bewusst sind.

Wäre Identifikation der einzige Prozess innerhalb einer eindeutigen und dominanten Kultur, würden wir uns alle außerordentlich gleichen. Dass dies nicht der Fall ist, haben wir dem zweiten Prozess zu verdanken, der uns andere Deutungen ermöglicht, die auf anderen Erzählungen basieren. Schon die Bezeichnung des zweiten Prozesses weist auf den radikalen Unterschied zum ersten hin: Separation, also die Abgrenzung vom anderen und

dessen Spiegel, wenn nicht gar die völlig Ablehnung seiner Botschaften, häufig begleitet von heftigen Protesten.

Der Abgrenzungsprozess und das damit verbundene Streben nach Autonomie sind für unsere Identität genauso wichtig wie die Identifikation, weil uns diese Distanz und die Entscheidungen, die wir treffen, unverwechselbar machen. Dies beginnt schon in frühester Kindheit. Alle Eltern kennen die sogenannte „Trotzphase“ („Ich will nicht!“), in der das Kind nicht zufällig etwa zur gleichen Zeit zwei neue Wörter entdeckt: nein und ich. Während der Pubertät lodert diese Trotzphase noch einmal mit voller hormoneller Wucht auf, diesmal begleitet von der Illusion der Unabhängigkeit („Ich entscheide selbst!“), obwohl der Protest des Jugendlichen lediglich darauf hinausläuft, sich für alternative Inhalte, also für ein anderes Ich, zu entscheiden. Identität ist stets das vorübergehende Resultat der Wechselwirkung zwischen Übereinstimmung und Abgrenzung.

Dieser zweite Prozess erklärt den einzigartigen Charakter unserer individuellen Identität: Trotz aller Übereinstimmungen hat doch jeder von uns zwischen verschiedenen Erzählungen gewählt. Das bedeutet auch, dass jeder von uns in bestimmten Grad Verantwortung für diese Wahl trägt. Die wichtigste Einschränkung dabei hat wieder mit Sprache zu tun, mit der herrschenden Erzählung, mit der wir aufwachsen. Sich für eine Erzählung zu entscheiden, die wir nicht kennen, ist logisch gesehen unmöglich. Das einzige, was sehr wohl möglich ist, ist aktiv nach einer anderen Erzählung zu suchen, wenn wir zu der Feststellung gelangen, dass die heutige sich nicht bewährt. In der Praxis ist das nie einfach, denn es heißt, dass wir uns von der Identifikation mit der dominanten Erzählung lösen müssen, und das bedeutet auch, dass wir uns von „uns selbst“ lösen und für eine andere Erzählung und ein anderes „Ich“ entscheiden müssen.

Soweit meine Sicht auf die Identität. Eine wichtige Implikation ist die Möglichkeit der Veränderung. Wenn sich unsere Umgebung einschneidend verändert, dann verändert sich auch unsere Identität. Zur Verdeutlichung: Wir entwickeln andere soziale Beziehungen und eine andere Moral. Das lässt sich historisch leicht belegen: Jede Generation von Älteren

hackt auf der jüngeren herum („Die Jugend hat keine Normen und Werte mehr“ usw.), was zeigt, dass es auf der Ebene der Identität zu einer Verschiebung gekommen ist. An sich ist das eher banal. Wir können jedoch annehmen, dass manche Verschiebungen dramatisch sind, da sie unsere Identität – und damit sowohl unsere sozialen Beziehungen als auch unsere Ethik - in eine Richtung treibt, die uns gegen den Strich geht. Das ist meiner Ansicht nach heute der Fall, und merkwürdigerweise dreht sich die Diskussion vor allem um Machbarkeit und Eigenverantwortung. Es ist merkwürdig, insoweit als zuvor vom Gefühl der Machtlosigkeit die Rede war. Darauf möchte ich nun näher eingehen.

Grosso modo handelt der zweite Teil meines Buches davon, dass wir aufgrund einer neuen Erzählung eine neue Identität entwickelt haben. Seit gut dreißig Jahren gibt eine ökonomische Ideologie in fast allen Bereichen den Ton an, ich meine den Neoliberalismus und die damit einhergehende totale Unterwerfung unter den Markt. Wie jede Ideologie übt auch der Neoliberalismus seine Macht mittels eines eigenen Diskurses aus, der alles und jedes erfasst und inzwischen unsere Identität prägt.

Konkret heißt das, dass wir uns anpassen und sowohl uns selbst als auch die anderen durch die neoliberale Brille sehen und beurteilen. Unsere gesellschaftliche Realität ist ein Produkt dieses Prozesses. Der nächste Schritt ist, dass Neoliberale diese selbst geschaffene Realität als Beweis für die Richtigkeit ihrer Ideologie und das entsprechende Menschenbild anführen: „Der Mensch ist nun einmal so, man braucht sich doch bloß mal umzugucken, oder? Get real!“ Inzwischen ist der Neoliberalismus zu einer derart mächtigen „pensée unique“ geworden, dass die meisten von uns buchstäblich nicht mehr anders als in Marktbegriffen denken können.

Was mich vor allem interessiert, ist die Auswirkung auf unsere Identität und die damit verbundene Realität. A. Macintyre schrieb bereits 1981, dass wir einer neuen dominanten moralischen Norm namens Effizienz unterworfen würden. Bei näherer Betrachtung erkennen wir, dass dieser Begriff de facto für mehr kurzfristigen Gewinn steht, erst durch höhere Produktivität und dann durch höhere Dividenden. Um diese so genannte

Effizienz zu erreichen, muss man die Konkurrenz zwischen den Arbeitskräften schüren, und – in weiterem Sinn - zwischen den Menschen überhaupt. Ein Beispiel dafür ist das von der amerikanischen Firma Enron eingeführte *Rank-and-Yank-System*: Man bewerte alle Arbeitnehmer anhand ihrer Produktivität, vergleiche sie miteinander und feuere jedes Jahr die zehn Prozent mit den schlechtesten Ergebnissen, nachdem man sie erst lächerlich gemacht hat.

Die Folgen einer solchen Personalpolitik stellen sich rasch ein: Die Kollegialität verschwindet, soziales Misstrauen und Angst wachsen, und fast jeder beginnt zu betrügen. Von oben wird ein *struggle for life* verordnet, bei dem die Menschen mit dem größten Egoismus die besten Chancen haben. Das neoliberale System hat denn auch für eine konsequente Neudefinition des Begriffs Egoismus gesorgt, und zwar in drei Schritten: Als Erstes wird Egoismus als eine typische und daher normale Eigenschaft des Menschen dargestellt, mit Aussagen wie: „Jeder Mensch ist seinem Wesen nach ein Egoist, wer etwas anderes behauptet, lügt“ oder „Altruismus ist nichts anderes als aufgeschobener Egoismus“. Fast jeder fühlt sich davon angesprochen, weil fast jeder in der Tat schon einmal egoistisch gehandelt hat und sich deshalb schuldig fühlt. Der zweite Schritt besteht darin, Egoismus als höchste Form von Rationalität in den Vordergrund zu rücken – ein rationales Wesen denkt in erster Linie an sich selbst, das ist die beste Strategie. Und drittens wird Egoismus zu einer menschlichen Tugend umgedeutet, da er für ein besseres Funktionieren des freien Marktes sorgt, was schließlich in jedermanns Interesse ist.

Auf dieser Grundlage lässt sich die ideale Identität definieren: der Topmanager als der moralisch überlegene Mensch, auf den sich jede Gesellschaft stützt. Hart arbeitend und doch flexibel, rational und daher instrumental-egoistisch, effizient und somit auf Gewinnmaximierung aus. Dagegen steht der unmoralische Mensch: „Wer nicht produziert, ist ein Profiteur“, wobei Armut als Symptom von Faulheit gilt. Eine neoliberale Gesellschaft driftet ziemlich rasch auseinander: oben die Gewinner, die ihren Erfolg ausschließlich ihrem Einsatz und ihrem Talent zu verdanken haben, unten die Verlierer, die an ihrem Scheitern selbst schuld sind.

Diese Zweiteilung der Identität und ihre Folgen für die sozialen Beziehungen und die Ethik ist heute schmerzliche Realität. Das ist unsere Identität, und wir sind uns dessen kaum bewusst. Wer auf die Auswirkungen von sozialer Herkunft, Krankheit oder Schicksalsschlägen hinweist, wer alternative Vorschläge macht, wird als Spinner, Träumer, Intellektueller usw. beschimpft. Die dominante Erzählung bestimmt unser Denken durch die Sprache, die sie uns aufzwingt: in eine Beziehung investieren, seine Kompetenzen kapitalisieren, Benchmarks, KPIs, Outputfinanzierung, Ranking ... Wir werden mit dieser Sprache, diesem Denken geradezu überschwemmt, wobei die Politik, das Bildungswesen, die Medien und die Werbung die wichtigsten Multiplikatoren sind.

Die Politik hat sich vom Markt inzwischen völlig vereinnahmen lassen und funktioniert nur noch als verlängerter Arm dieser Macht. Bestürzendstes Beispiel dafür ist, dass die Allgemeinheit für eine von einer kleinen Gruppe verursachte Finanzkrise haftbar gemacht wird und die wahnwitzige Idee in die Welt gesetzt wird, zu hohe Renten und Beihilfen seien die Ursache dieser Krise. Das ist eine Politik, die ihre Wähler ans Messer liefert und sich selbst weismacht, dies läge im allgemeinen Interesse.

Das Bildungswesen, einst Instrument der Erziehung und Kultivierung des Volkes, kennt nur noch ein Ziel: der Wirtschaft zu dienen. Ein Zitat aus dem britischen Bericht zum Hochschulwesen: „Wir können feststellen, dass der Hochschulbereich den Bedarf der Wirtschaft an ausgebildeten Menschen, Forschung und Technologietransfer deckt.“ Letztes Jahr brachte der ehemalige Rektor der Universität Löwen die Idee auf, die Studiengebühr für ökonomisch uninteressante Fachrichtungen zu verdoppeln und die für ökonomisch interessante zu halbieren.

Die Bedeutung der Medien- und Werbewelt kann gar nicht hoch genug angesiedelt werden. Jeder Fernsehsender bringt so genannte Reality-Shows, von „Der Schwächste fliegt!“ bis „Dschungelcamp“, in denen platter Sozialdarwinismus den Ton angibt. Nur Gewinnen zählt, und es gewinnt nur, wer berechnend und egoistisch ist. Und die Werbung - jeder Amerikaner wird täglich mit rund dreitausend Reklamebotschaften überschüttet – zeigt Erfolgsmenschen mit perfekten Körpern, denen alles nur so zufällt.

Zu Beginn meiner Ausführungen habe ich darauf hingewiesen, dass sich die Bedeutung von Begriffen wie Machbarkeit, Freiheit und Verantwortung verändert hat. Machbarkeit hat einen sehr autoritären Charakter angenommen: Wir müssen einen perfekten Körper haben, eine perfekte Beziehung mit perfektem Sex und perfekte Kinder, und das alles in einer Umgebung materiellen Erfolgs. Dabei wird ausdrücklich insinuiert, dass wir dafür selbst verantwortlich sind, man muss nicht nur sich selbst „erschaffen“, man muss „es“ schaffen. Und wenn man scheitert, hat man das ausschließlich selbst zu verantworten, denn heute ist alles nur eine Frage der Wahl und der persönlichen Anstrengung.

Sowohl die Vorstellung von der Machbarkeit als auch die von der Eigenverantwortung haben so eine Bedeutung erhalten, die wunderbar an die wichtigste und vermutlich auch gefährlichste neoliberale Idee anknüpft: dass uns der freie Markt mit einem Minimum an Zwang angeblich maximale individuelle Freiheit beschert. De facto ist es genau umgekehrt: Der so genannte „freie“ Markt zwingt uns in ein Korsett mit überaus begrenzten Wahlmöglichkeiten. Zum Vergleich verweise ich gern auf die lieblich säuselnde Stimme eines Callcenters, die uns folgende Wahlmöglichkeiten einräumt: „Wünschen Sie X, wählen Sie die 1, wünschen Sie Y, wählen Sie die 2, wünschen Sie Z, wählen Sie die 3“. Ich betrachte das als Metapher für das neoliberale System: Die Anzahl der Optionen, zwischen denen wir wählen können, ist nicht nur begrenzt, sie wird uns buchstäblich diktiert.

Bevor ich näher auf diesen Verlust an Freiheit eingehe, möchte ich erst einmal den *Advocatus Diaboli*, den Anwalt des Teufels, spielen. Ja, unsere Identität hat sich verändert, und das betrifft auch die sozialen Beziehungen. Aber sind die wirklich so negativ? Ist es heute nicht hundert Mal besser als früher, als Patriarchen das Heft in der Hand hatten, Frauen am heimischen Herd bleiben mussten und jeder dem Pastor oder dem Direktor recht gab? Heute haben die Menschen doch viel mehr Wahlmöglichkeiten und Freiheit als früher? Und in der Tat auch mehr Verantwortung, aber das gehört doch dazu? Was gibt es da zu jammern? Anders ausgedrückt: Gibt es eine wissenschaftlich fundierte

Beweisführung für die These, dass eine neoliberal organisierte Gesellschaft negative Folgen hat? Die Antwort lautet „Ja“ und stützt sich auf drei Argumente.

Das erste ist gesamtgesellschaftlicher Art. In einer neoliberalen Gesellschaft nimmt die sogenannte Lohnspreizung, also das Gefälle zwischen den höchsten und den niedrigsten Einkommen, stark zu. Es gibt sehr überzeugende Untersuchungen, die nachweisen, dass dies sehr rasch zu einer negativen Entwicklung fast aller psychosozialen Gesundheitsfaktoren führt. Je größer die soziale Ungleichheit, desto stärker der Anstieg bei folgenden Parametern: psychische Störungen, Teenagerschwangerschaften, Kindersterblichkeit, häusliche und außerhäusliche Gewalt, Kriminalität, Drogen- und Medikamentenmissbrauch usw.

Das zweite Argument betrifft vor allem die persönliche Ebene und erklärt das allgemein wachsende Unbehagen. Das neoliberale System kappt systematisch alle sozialen Beziehungen. Das Individuum wird beurteilt und erhält somit mal einen Bonus oder eine individuelle Prozessbegleitung, mal nicht, usw. Andere Individuen stellen dabei eine potenzielle Bedrohung dar, immer jedoch Konkurrenten innerhalb einer überall anzutreffenden Rank-and-Yank-Gesellschaft („Wie viele 'likes' hast du auf deiner Facebookseite? Wie viele Besucher hat dein Blog?“). Eine typische Folge davon ist die exponentielle Zunahme von Verträgen als Ausdruck unseres allumfassenden Misstrauens. Der übertriebene Individualismus führt heutzutage sehr oft zu Einsamkeit, das dramatischste Symptom unserer Zeit. Deshalb wiederhole ich kurz noch einmal, was ich über Gemeinschaftstiere gesagt habe: Ein Individuum, das allein ist, ist entweder krank oder ausgeschlossen worden.

Nun zum dritten Argument, dem heutzutage viel zu wenig Beachtung geschenkt wird: die schlichtweg katastrophalen ökologischen Folgen, ich nenne als jüngstes Beispiel den CO₂-Ausstoß. Ganz und gar zynisch wird es, wenn wir uns die vom neoliberalen Modell erdachte Lösung ansehen: Um die Treibhausgase zu begrenzen, beschließt man einfach, damit zu handeln, und so kann man buchstäblich Anteile an heißer Luft erwerben.

Dieses Beispiel macht deutlich, dass die Verfechter des freien Marktes für jedes Problem stets dieselbe Lösung parat haben: noch mehr Markt. Das ist zweifellos ein Paradox von großer Tragweite und bei Politikern leider systematisch anzutreffen. Zum Abschluss meines Vortrags möchte ich darauf näher eingehen mit dem Ziel, zwei Irrtümer aufzudecken, die uns daran hindern, über bessere Lösungen nachzudenken.

Der erste und schwerwiegendste Irrtum ist die Ansicht, der freie Markt sei gleichbedeutend mit Demokratie, und mehr freier Markt bedeute mehr Demokratie. Diese Ansicht stammt aus der Zeit des kalten Krieges, als wir mit Fug und Recht einen Gegensatz zwischen zentraler Planwirtschaft und totalitären Regimes einerseits und der damaligen freien Marktwirtschaft und Demokratie andererseits sahen. Diese Auffassung findet sich auch in den Buchtiteln der Verteidiger des freien Marktes wieder, wie beispielsweise *Kapitalismus und Freiheit* von Milton Friedman. Was damals richtig war, gilt für unsere globalisierte und digitalisierte Wirtschaft nicht mehr, aber man glaubt trotzdem noch daran. Unverdrossen wird der freie Markt als notwendige Grundlage der Demokratie verteidigt, obwohl es heute genau umgekehrt ist. **Je mehr freier Markt, desto weniger Demokratie.** Der Grund dafür ist, dass sich der Staat die Idee der marktwirtschaftlichen Ausrichtung fast vollständig zu eigen gemacht hat, mit der strukturellen Folge, dass das Machtgefälle zunimmt und die Autonomie schwindet.

In sozialer und finanzieller Hinsicht hat das Machtgefälle vor allem mit der Verschiebung der Entscheidungsbefugnis hin zu anonymen, technokratischen Organen zu tun, die keinerlei demokratischer Kontrolle unterliegen, aber den Regierungen in zunehmenden Maß vorgeben, was sie tun haben (IWF, G8/G20, OECD). Dadurch verlieren Politiker und in der Folge auch die Bürger ihre Macht.

Das Verschwinden der Autonomie hängt mit verschiedenen Auswirkungen des so genannten freien Marktes zusammen. Die erste betrifft die Begrenzung der Wahlmöglichkeiten bei Dingen, die wirklich wichtig sind. Wir können zwischen zehn verschiedenen Zahnpastasorten wählen, aber im Bereich des öffentlichen Verkehrs, des

Gesundheitswesens und des Bildungssektors oder der Energieversorgung sind unsere Möglichkeiten sehr stark eingeschränkt. Die zweite betrifft die begrenzten Möglichkeiten, Kritik zu üben. Wir haben keine ansprechbaren Personen mehr, die zur Verantwortung gezogen werden können, wenn etwas schiefgeht. Damit wird der Demokratie de facto ihre Grundlage entzogen, die erfordert, dass öffentliche Befugnisse von der öffentlichen Hand wahrgenommen werden und die Bürger von dieser Rechenschaft verlangen können. Die dritte Einschränkung der Autonomie macht sich eher auf persönlicher Ebene bemerkbar: Das herrschende System beeinflusst sehr stark das Schuld- und Schamgefühl. Wer herumrörgelt, vor allem, wenn er es nicht geschafft hat, bekommt sehr schnell zu hören, dass er sich seiner Verantwortung entzieht.

Was wir dabei übersehen, ist, dass der Staat inzwischen beinahe mit dem freien Markt identisch ist **und dass genau diese Verknüpfung der Grund für die lawinenartige Zunahme von Vorschriften ist.** Die neoliberale Version des freien Marktes hat das soziale Vertrauen zerstört und ihr Ideal, nämlich eine Gesellschaft, die aus einer Ansammlung von Individuen besteht, die nur auf ihren eigenen Vorteil aus sind, weitgehend umgesetzt. Dies führt zu einer regelrechten Flut von Vorschriften und vor allem zu einer immer stärkeren Disziplinierung von Staats wegen. Das neueste karikaturwürdige Beispiel stammt aus dem Mund von EU-Kommissar Borg, ich zitiere die Übersetzung: „Rauchen senkt die Produktivität, es schadet der Wirtschaft. Ich fahre bald nach Griechenland, wo 40% der Menschen rauchen. Das ist ein Kostenfaktor, über den gesprochen werden muss.“ Zitatende. Tragischere Beispiele finden wir in England, wo man sich vor ein paar Jahren für die Psychotherapie stark machte, weil die steigende Zahl von Depressionen allzu hohe Produktionsausfälle verursachte. Und nicht zu vergessen: Bei uns in Flandern konnte man im Januar 2012 in einem amtlichen Bericht folgenden Satz lesen: „Selbstmorde kosten Flandern 600 Millionen Euro im Jahr, was eine ernste Bedrohung unserer Wirtschaft darstellt“.

Jeder hat die Pflicht, im Dienste eines leistungsstarken Marktes auf seine Gesundheit zu achten, so die unterschwellige Botschaft. Wer krank wird, ist „seiner

Verantwortung“ nicht gerecht geworden. Diese Idee liegt in zunehmendem Maße auch der psychosozialen und psychiatrischen Versorgung zugrunde. Auf systemischer Ebene – ich spreche hier nicht von den Pflegekräften – ähnelt diese so genannte Versorgung immer mehr einer Disziplinierung, wobei die Klienten (sie dürfen keine Patienten mehr sein) so rasch wie möglich wieder auf Linie gebracht werden müssen, sprich: wieder produktiv sein sollen.

Die Flut von Verordnungen und die einschlägigen Kontrollen gehen von der Annahme aus, dass die Menschen nicht genügend Bürgersinn besitzen und - noch schlimmer - schlicht vom System profitieren. Letzteres wird dann als Argument für noch mehr Vorschriften und Disziplinierung gebraucht und natürlich auch für einen noch stärkeren Abbau des Sozialstaats. Das bekannte Heilmittel heißt: mehr Markt.

Auch in dieser Argumentation steckt ein gravierender Irrtum. Ich bin durchaus davon überzeugt, dass sich heute immer mehr Individuen auf unsolidarische und oft sogar kriminelle Weise unseren kollektiven Besitz aneignen. Denken Sie nur an stets auf ihren Vorteil bedachte Politiker, bonuslüsterne Banker, plündernde Jugendliche, schummelnde Beschäftigte usw. Die gibt es, zweifellos in größerer Zahl als früher, und dafür gibt es einen Grund. Sie sind das Produkt der neoliberalen Erzählung, die damit ihre Idee perfekt umgesetzt hat: der Mensch als egoistischer Unternehmer, der nur sein eigenes Interesse vor Augen hat, der rationale, berechnende Spieler. Noch mehr Markt ist bestimmt keine Lösung.

Ich möchte nun zum Schluss kommen. Unser heutiges Leben ist geprägt vom Gegensatz zwischen einer Ansammlung von Individuen und einem marktorientierten Staat. Es ist an uns, das zu ändern und eine Beziehung zwischen Bürgern und Staat herzustellen. Wir müssen begreifen, dass wir als Gruppe die Gesellschaft bilden und dass es nicht um einen Gegensatz zwischen Bürgern und Staat geht, sondern zwischen Bürgern und einer auf Gewinnmaximierung ausgerichteten Oligarchie. Als Bürger müssen wir wieder das Heft in die Hand nehmen und selbst eine neue Gesellschaft und einen neuen Staat schaffen. Dabei

müssen wir uns aktiv für eine neue Erzählung einsetzen, in der sowohl Autonomie als auch Solidarität ihren Platz haben, wobei das Hauptaugenmerk auf Demokratisierung und Widerstand gegen eine marktorientierte Pseudopolitik liegt. Wir werden dabei zweifellos zurückstecken müssen, aber nicht, um, wie es gegenwärtig der Fall ist, die Finanzoligarchie zu stützen, sondern um zu einer gerechteren Umverteilung zu kommen.

Und in der Tat, jeder von uns wird dabei seinen Teil Verantwortung übernehmen müssen.